

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vergeltet nicht Böses mit Bösem!

„Natürlich wieder ein Einjähriger“, näselte er mich an. Wie heißen Sie?“

„Wachsler, Herr Oberst!“

„Welche Kompagnie?“

„Zweite, Herr Oberst!“

„Herr Hauptmann, ich bitte, das weitere zu veranlassen . . . Eintreten!“

Der Hauptmann durchbohrt mich mit seinen Augendolchen, der Feldwebel gibt mir einen Rippenstoß, daß ich die Engel singen höre. „Sie Schwein, Sie versoffenes!“

Na, ja, der Hauptmann hat das Weitere veranlaßt. Als ich ihm den Sachverhalt wahrheitsgemäß vortrug, hat er das Lachen kaum verbeißen können. Und so kam ich ohne Strafe durch. Die Tressen freilich, die hab' ich nicht mehr bekommen. So war und blieb ich

Gesreiter. Wenn dieses Malesizmißverständnis mit Meier und Feuer nicht gewesen wäre, könnte ich heute Major der Landwehr außer Dienst sein. So aber bin ich bloß der „Feuermeier“ geworden. Denn wissen S., der Herr Hauptmann hat damals die Geschichte im Kasino erzählt und so ist die Sache herumgekommen. Aber bitte, verraten Sie nichts, sonst hängt man mir hier den Spottnamen an. Ich wollte Ihnen ja bloß auseinandersetzen, warum ich mich so deutlich ausdrücke, wenn ich Feuer verlange. Denn niemand hat die Tücke der Muttersprache so am eigenen Leibe erfahren, wie ich damals im Keller Sie können mir's glauben, daß ich heute noch mit kaltem Schauder an die Geschichte denke . . . Also Prost, mein Lieber, und Sie, Kathi, bringe. Sie mir doch — Feuer . . .“

Bergelstet nicht Böses mit Bösem!

Erzählung von Werner Granville-Schmidt (Nachdruck verboten)

Es war um die Nachmittagsstunde, in den Tagen vor Weihnachten. In weichen, weißen Flocken rieselte der Schnee zur Erde; aber die hastenden Großstadtmenschen achteten seiner glitzernden Schönheit nicht; sie traten ihn unter die Füße, so daß er bald nur noch als eine schlammige, unansehnliche Masse die Straßen bedeckte.

Draußen am Fluß, der träge seine schmutzigen, mit Eischollen vermischten Fluten an der alten Hansestadt vorüberwälzte, befanden sich die Lagerschuppen des bekannten Baumwoll-Importeurs Willem G. Stinnes.

Gerade in diesen Tagen hatte ein gewaltiger Landungsansturm stattgefunden und obwohl die Schauerleute der Firma Stinnes abwechselnd Tag und Nacht durcharbeiteten, lagen die löschbereiten Baumwolldampfer, die ihrer Abfertigung harten, nicht nur hinter, sondern sogar noch nebeneinander an der langen Raifstrecke.

Alles atmete hier Leben und Bewegung. Wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen wimmelten die Arbeiter durcheinander; aber diese verwirrende Unordnung war nur scheinbar; denn in Wirklichkeit erfüllte jeder seine scharf abgegrenzte Pflicht und das ganze Getriebe vollzog sich mit der Präzision eines Uhrwerks. An dieser Stätte tönte eindrucksvoll das Hohelied der Arbeit, und keine schönere Begleitung konnte es dazu geben, als das

Rattern der Winden, das Fauchen der mächtigen Kräne, die mit spielender Leichtigkeit die Baumwollballen aus dem gährenden Schiffsraum emporhoben, um sie ebenso sanft auf die Schuppenrampe niederzusetzen. Dazu kam noch das Lärmen der vielen Menschen und das durchdringende Trillern der Bootsmannspfeifen. — Und über dies Chaos ergossen die zahlreichen elektrischen Bogenlampen, die längs der Schuppenstrecke in regelmäßigen Abständen verteilt waren, ihr taghelles, strahlendes Licht.

Gegen fünf Uhr strömte ein neues Arbeiterheer durch die hohe, eiserne Gitterpforte, die die Lagerschuppen von der öffentlichen Straße trennte. Diese Arbeiter sollten ihre bisher tätigen Kollegen ablösen und die Nacht durcharbeiten. Viele der Leute trugen mürrische, verdrießliche Mienen zur Schau; denn wenn die Nachtarbeit auch besser bezahlt wurde, so hatte doch der Gedanke, in dieser eisigen Winternacht im Freien verbleiben zu müssen, während sich andere Menschen behaglich im warmen Bett dehnten, wenig Erfreuliches.

Unter den neu Kommenden befand sich auch ein Mann, der sich in gewisser Hinsicht von seinen Genossen unterschied. Trotzdem er sich im Arbeitszeug befand, machte er einen ordentlichen, sauberen Eindruck. Seine kräftige, große Gestalt mochte sonst etwas Soldatisches an sich haben; heute aber war sie schlaff zusammen-

gesunken und die Beine verrichteten nur unsicher ihren Dienst.

Der Mann war allem Anschein nach ange-trunken. Zwei Kollegen, die dicht hinter ihm gingen, hatten seinen Zustand bemerkt und tauschten nun im Flüsterton ihre Gedanken aus.

„Nein, mit dem Krause wird es immer ärger; jetzt kommt er schon nachmittags betrunken zur Arbeit. Wenn das nur nicht bald ein schlechtes Ende mit ihm nimmt.“

Der andere nickte. „Ja, es ist wirklich schade um den Menschen. Früher soll er ja mal Unteroffizier gewesen sein; aber da hat er im Rausch einen dummen Streich gespielt und sie haben ihn hinausgeworfen. So wird es ihm bei Stinnes auch noch gehen; denn der „Alte“ versteht in solchen Sachen keinen Spaß. Mich wundert nur, daß es bis jetzt noch immer gut gegangen ist und daß er sich noch so sauber hält.“

„Da sorgt seine Frau dafür!“ erklärte der erste wichtig. „Wenn er die nicht hätte, wäre er wohl schon längst ganz auf den Hund gekommen.“

Der Eintritt in den Schuppen machte ihrer weiteren Unterhaltung ein Ende. Auch Emil Krause hatte den Schuppen erreicht und begab sich unsicher taumelnd nach der Raistrecke, die ihm von vornherein als Arbeitsplatz angewiesen war. Polternd warf er die Blechkanne, die seine Frau vorsorglich mit starkem Kaffee gefüllt hatte, zur Erde und hing unordentlich seinen Rock an einen Nagel.

Der Schuppenaufseher musterte nach alter Gewohnheit die Kommenden und ein Blick in Krauses gerötetes Antlitz zeigte ihm, daß der Mann trotz mehrfacher, ernstlicher Vermahnungen doch wieder des Guten zuviel getan hatte. Zuerst aber schwieg er noch; denn er drückte gerne ein Auge zu und sah den Leuten manches nach, wenn sie nur ihre Arbeit zu seiner Zufriedenheit verrichtete.

Es gehörte zu den Obliegenheiten Krauses, die an der Rampe niedergesetzten Baumwollballen auf einen niedrigen, stark gebauten Karren zu laden und sie ganz in den ausgedehnten Wellblechschuppen zu verbringen. Dort warteten schon wieder andere Arbeiter, die die Ballen in Empfang nahmen und sie kunstgerecht aufstapelten. An einigen Stellen reichten die Ballen bereits bis dicht unter die Bedachung. Emil Krause belud mit Mühe und Not seinen Karren. Eine ganze Strecke schrägelte er erst in bedrohlicher Nähe der Schuppenrampe entlang, ehe er seine Last an ihren Bestimmungs-

ort zu schaffen vermochte. Die Arbeitskollegen ergingen sich in drastischen Andeutungen und der Schuppenaufseher schüttelte bedenklich den Kopf. Nichtsdestoweniger ließ er den ange-trunkenen in Frieden, weil er ihn sonst hätte melden müssen.

Wieder hatte Krause unter Beihilfe eines mitleidigen Kollegen seinen Karren beladen; aber die vom Alkohol geschwächten Arme und Beine versagten den Dienst. Er lavierte so hart an der Schuppenrampe entlang, daß das eine Rad über die Rampe hinauslief und ein Kippen der Ladung unvermeidlich wurde. Zu spät versuchten ein paar Arbeiter hinzuspringen; Krause ließ einfach die Handgriffe des Karrens fahren und die schweren Baumwollballen schossen auf die Straße nieder, die zwischen dem Wasser und dem Schuppen entlang lief. Nur mit knapper Not entrannen einige unten beschäftigte Kollegen dem Betroffenenwerden.

„Nun ist's genug, Krause!“ wandte sich der Aufseher schroff an den wie betäubt stehenden Pechvogel. „Sie machen sich und andere ja noch unglücklich. Ziehen Sie sofort ihren Rock an; ich muß Sie melden und Sie müssen mit nach dem Privatkontor!“

Mechanisch nahm der Betrunkene seinen Rock vom Nagel und zog ihn über; dann folgte er dem Aufseher, krampfhaft bemüht, sich geradezuhalten. Ihm war gar nicht wohl zumute, als sie nach dem Wohnhaus des Importeurs, das dicht am Ende der Schuppen lag hingingen; denn der Schreck hatte ihn doch etwas ernüchert und er konnte sich nicht verhehlen, daß er einer peinlichen Viertelstunde entgegenging.

Willem G. Stinnes, ein hoher Bierziger saß vor seinem Schreibtisch in dem schlicht eingerichteten Privatkontor. Der dunkle Vollbart die buschigen Augenbrauen verliehen seiner Züge etwas Finsteres. Uebrigens paßte sein Aeußeres auch zu seinem Charakter; denn man kannte ihn als einen sehr strengen Herrn, der keine Rücksichten kannte, wenn es galt, seine Autorität zu wahren und seinen Willen durchzusetzen. Andererseits rühmte man ihm auch eine hohe Rechtlichkeit nach und seine Hilfsbereitschaft, wenn es galt, einem unverschuldet in Not Geratenen wieder auf die Füße zu helfen.

Mit emporgezogenen Brauen sah der Handels-gewaltige den Aufseher in Begleitung des Arbeiters eintreten, denn er ahnte sofort, um was es sich handelte. Schweigend hörte er den Bericht des Aufsehers an. Seine Hand

die nur ein schlichter Eherring zierte, spielte mit dem Brieföffner, und seine klaren, stahlgrauen Augen hefteten sich druchdringend auf das Gesicht des Arbeiters, der die Blicke verlegen und scheu erwiderte; hoffte er doch in den Zügen seines Brotherrn sein Urteil zu lesen. Jedenfalls machte er sich auf eine gehörige Standpauke gefaßt und wünscht sehnlichst den Augenblick herbei, wo er das Zimmer wieder verlassen dürfte.

Als der Aufseher geendet hatte, lehnte sich Stinnes im Schreibtisch zurück und wandte sich an den Arbeiter: „Sie wissen, Krause, daß ich keine Menschen in meinem Betrieb haben mag, die ihre Begierden nicht zu zügeln wissen. Ich habe Sie oft genug auf die Folgen Ihres unseligen Lasters aufmerksam gemacht und Sie haben auch Besserung gelobt. Der heutige Vorfall schlägt dem Faß den Boden aus — meine Langmut ist endlich erschöpft ich entlasse Sie hiermit aus meinen Diensten!“

„Wie — entlassen — so kurz vor Weihnachten?“ stammelte der Arbeiter ganz entgeistert. Seine Knie zitterten und kaum vermochte er sich aufrecht zu halten. Verzweifelt wandte er ein: „Sie werden mich nicht unglücklich machen, Herr Stinnes? — Ich habe Ihnen fünf Jahre gedient!“

Der Handelsherr hob abwehrend die Hand.

„Nicht ich, Sie selbst haben sich unglücklich gemacht! Was nützen mir die fünf Dienstjahre, wenn Sie dafür jetzt Ihre Pflichten so gröblich verlegen! Nein, Krause, so leid es mir um Ihre brave Frau tut, ich kann meinen Willen nicht abändern. Sie verderben mir die anderen Arbeiter noch mit. Schließlich heißt es: Wozu sollen wir noch nüchtern sein — der Krause kann es sich ja auch erlauben, betrunken zur Arbeit zu kommen. — Doch genug davon! Ausnahmsweise will ich Ihnen die heutige Nacharbeit noch vergüten, obwohl Sie eben erst gekommen sind. Das ist alles, was ich für Sie tun kann und will. Lassen Sie sich Ihr Arbeitsbuch aushändigen. Das Geld können Sie sofort an der Kasse erheben. Adieu!“ Willem Stinnes beugte sich wieder über seine

Papiere und deutete dadurch an, daß er die Unterredung für beendet hielt.

Emil Krause war wie vor den Kopf geschlagen und seine Trunkenheit war wie fortgewischt. Er wagte es auch gar nicht mehr, sich aufs Bitten zu verlegen; denn er fühlte selbst, es hätte ihm nicht mehr genügt. Wie er dem Aufseher aus dem Kontor folgte, hätte er ausschreien wollen vor wildem Weh und seine Zähne bohrten sich verzweifelt in die Unterlippe. Alles andere hatte er erwartet, nur nicht, daß man ihn kurz vor dem Fest auf die Straße setzte.



An der Schleuse, die einen Nebenarm des Flusses in die Stadt sandte, blieb er stehen u. lehnte sich auf das kalte Eisengeländer.

Mechanisch ließ er sich das Arbeitsbuch aushändigen, mechanisch nahm er seinen Lohn in Empfang: dann befand er sich plötzlich, sich selbst unbewußt, auf der abenddunklen menschenleeren Straße. Nur gedämpft drang das Lärmen des nimmer rastenden Arbeitsbetriebs von den Schuppen herüber.

Willenlos stolperte Krause vorwärts. Es war ihm, als hätte er gar keinen Kopf, als fülle eine ungeheure Leere sein ganzes Inneres aus. An der Schleuse, die einen Nebenarm des Flusses in die Stadt sandte, blieb er stehen und lehnte sich auf das kalte Eisengeländer.

„Ich kann nicht nach Hause!“ murmelte er gepreßt. „So kann ich meinem Weib nicht vor Augen treten. — O Gott!“

Seine Blicke fielen nieder auf das dunkle, raunende Wasser, das so lauernnd, lockend an den Schleusenwänden emporleckte. — „Wenn ich den Sprung wagte, wäre alle Scham, alle Sorge vorüber!“ schoß es ihm durch den fieberheißen Kopf. Wieder dachte er an sein Heim, an sein stilles, schaffendes Weib und an sein blondes Töchterchen, das er abgöttisch liebte. Ein Grauen erfaßte ihn plötzlich vor den dunklen Fluten, gewaltsam riß er sich los und schritt weiter in die Stadt hinein. Allmählich machte seine Verzweiflung einem wilden Hasse Platz. — Warum mußte der hartherzige Kaufmann es gleich zum äußersten kommen lassen? Hatte er nicht fünf Jahre treu gedient und konnte verlangen, daß man ihm sein Vergehen

nicht so schwer anrechnete? Wer hatte denn nun eigentlich die Schuld, daß er seine Stelle verloren hatte, daß statt der Weihnachtsfreude Kummer und Sorge in sein Heim einzog? — Doch nur sein Brotherr, der ihm mit kaltem Blute den Stuhl vor die Türe setzte, der ihn unbarmherzig ins Elend stieß!

Immer tiefer redete sich der Verbitterte in Zorn, seine Fäuste ballten sich drohend und in seine Augen kam ein wildes Flackern. „Wartet!“ knirschte er zwischen den Zähnen und hob die Faust nach der Richtung, wo Stinnes Villa lag, „warte nur, ich werde es dir anstreichen. Einen Denkart will ich dir wenigstens geben, heute noch!“

Auf der andern Seite der Straße sah er eine kleine Kneipe liegen. Dort hatte er schon manchmal, wenn er von der Arbeit kam und seinen Wochenlohn ausbezahlt erhalten hatte, ein Gläschen getrunken. Der Wirt begrüßte den ihm bekannten Gast mit freundlichem Kopfnicken, aber nur mürrisch erwiderte Krause den Gruß. Er bestellte sich ein großes Glas Schnaps und stürzte es in einem Zug herunter; dann stützte er den Kopf auf die Handfläche und starrte düster brütend vor sich nieder.

*

In dem hellerleuchteten Ankleidezimmer stand die junge Frau Rosita Stinnes vor dem Kristallspiegel und befestigte eine blizende Diamantagraffe in ihrem üppigen, blauschwarzen Haar. Rosita Stinnes war eine jener fremdartigen, reizvollen Schönheiten, wie man sie so häufig unter den Vertreterinnen südländischer Rassen findet. Ihr leicht gebräunter, an den warmen Ton lichter Bronze erinnernder Teint, ihre glutvollen, lebhaften Augen verrieten auch dem flüchtigen Beobachter, daß ihre Wiege in heißeren Zonen gestanden haben mußte.

Und so verhielt es sich auch; denn Willem Stinnes hatte seine junge, liebreizende Lebensgefährtin bei einem Aufenthalt in Kuba kennen gelernt. Der ernste, tief veranlagte deutsche Kaufmann hatte Gefallen gefunden an der sprühenden, kindlich-sorglosen Art der Kubanerin, und die Ehe war trotz der Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere eine durchaus glückliche geworden.

Heute befand sich die junge Frau in gehobener Stimmung, wollte doch ihre Gemahl sie ins Theater begleiten. Es kam recht selten vor, daß sich der Gatte von den Geschäften losriß und seiner lebhaften Frau einen ganzen

Abend widmete; daher schmückte sie sich auch heute für ihn wie zu einem Fest.

Ein leichtes Geräusch ließ die in ihre Beschäftigung Vertieft erschreckt auffahren. Ein reizvolles Lächeln umspielte ihren knospenfrischen Mund, als sie sich umblickend gewahrte, daß ihr Mann im Türrahmen stand.

Willem Stinnes war schon in schwarzem Anzug und weißer Binde. Den tadellos glänzenden Zylinder hielt er vorsichtig in der Linken. Er sah gar nicht mehr so unnahbar, so strenge aus, wie noch vor zwei Stunden in seinem Privatkontor. Jetzt strahlte ein freundliches Leuchten aus seinen Augen und der herbe, energische Zug um den Mund schien fast verwischt.

Frau Rosita warf ihrem Eheherrn schelmisch eine Kuschhand zu, ließ sich aber in ihrer Beschäftigung durch seine Anwesenheit nicht stören. Eine Weile ließ Stinnes seine Blicke wohlgefällig bewundernd auf der zierlich-schlanken Gestalt seiner Frau ruhen; dann meinte er mit freundlichem Ernst: „Spüte dich, Rosita, das Auto wartet unten schon. Es gehört in Deutschland nicht zur guten Sitte, daß man nach Beginn der Vorstellung ins Theater kommt. — Die Zeit drängt!“

Die junge Frau wandte sich halb herum und ließ übermütig ihre Perlzähne blitzen. „Geh, Männchen!“ scherzte sie mit einer Stimme, der der fremdländische Akzent etwas Drolliges verlieh, „wer wird denn gleich die Geduld verlieren. Unser Auto ist ja so flink. Gustav schaltet einfach die zweite Geschwindigkeit ein, und — hui! hansen wir ab und sind noch eher da als alle andern!“

Für einen Moment zog eine Wolke über die Stirn des Großkaufmanns und mit leisem Tadel erwiderte er: „Ich liebe es nicht, Rosita, daß du den Chauffeur immer zum schnellen Fahren anhältst. Du lädst dadurch eine große moralische Schuld auf dich, abgesehen davon, daß ich stets in Sorge um dich bin, wenn du das Auto benutzt.“

Aus seinen letzten Worten klang schon wieder zärtliche Besorgnis. Frau Rosita hörte es wohl. „Soll ich mich denn nicht für meinen lieben, alten Brummbären schmücken, der es doch so gern sieht, wenn seine kleine Frau alle andern aussticht?“ schmeichelte sie mit ihrem strahlendsten Lächeln.

Stinnes war schon wieder ganz versöhnt. Als die Jose sie in den kostbaren Theatermantel gehüllt hatte, reichte er seiner Gattin galant den Arm und führte sie die breite Treppe hinab.

Richtig, drängte schon wieder die Zeit, wollte man noch pünktlich kommen. „Beeilen Sie sich, Gustav“, befahl er feuzehend, ehe er seiner Frau in den luxuriös ausgestatteten Mercedeswagen folgte.

Der Chauffeur wartete bis die Türe klappend ins Schloß fiel; dann kurpelte er an und mit wachsender Geschwindigkeit jagte das Gefährt fast lautlos durch die stillen Vorstadtstraßen. In einer dieser Straßen spielte ein etwa siebenjähriges, blondgelocktes Mädchen mit dem Ball. Einmal entfiel ihr den Ball



und rollte auf den Fahrdamm. Nach Kinderart stürzte sie, ohne sich lange umzublicken, hinterher — plötzlich tönte ihr dicht zur Seite ein dumpf es Hupensignal, vier Laternen, wie feurige Augen anzusehen, tauchten auf — und ehe das vor Entsetzen versteinert stehende Kind nur einen einzigen Laut hatte ausstoßen können, riß das Ungetüm es nieder. Aus dem Wageninnern ertönte ein doppelter Angstschrei. Mit aller Kraft riß der Chauffeur das Steuerrad herum; aber das Unglück vermochte seine Geistesgegenwart nicht mehr abzuwenden. Der gebremste Wagen lief noch einige Meter weiter gegen den Kantstein und blieb dann stehen.

Kaum hielt das Auto, sprang Willem Stinnes heraus und eilte mit dem Lenker nach jener Stelle, wo ein dunkler Körper quer auf dem Fahrdamm lag.

Kaum hielt das Auto, sprang Willem Stinnes heraus und eilte mit dem Lenker nach jener Stelle, wo ein dunkler Körper quer auf dem Fahrdamm lag. Das kleine Mädchen lag völlig leblos da. Den Kopf hielt es zur Seite geneigt, so daß man das bleiche Gesicht nicht erkennen konnte.

„Ist sie tot?“ flüsterte Stinnes angstvoll, erschüttert.

Der Chauffeur kniete neben der Ueberfahrenen und preßte sein Ohr lauschend gegen die kleine Brust, die sich langsam, kaum merklich hob und senkte. „Ich glaube nicht. Sie ist nur betäubungslos!“ konstatierte er nach einer Weile aufatmend.

Stinnes blickte sich suchend um, aber nirgends war, trotzdem die Uhr erst auf acht ging, außer ihnen eine Menschenseele zu entdecken. Die Männer weilten noch auf der Arbeit und

die Frauen hielten sich wohl in den nach hinten gelegenen Küchen auf, um das Abendbrot zu richten.

„Wir wollen die Kleine in den Wagen tragen und sie nach meiner Wohnung schaffen. Dort werde ich sofort den Arzt holen lassen und wenn ihr noch zu helfen ist, will ich alles tun, was in meinen Kräften steht,“ schlug Stinnes bedrückt vor. Schweigend hoben sie die Verunglückte auf und schaffte sie nach dem Wagen hinüber.

Frau Rosita fiel beinahe in Weinkrämpfe, als die Männer das Kind in das Auto betten wollten. „Ich kann keinen Toten sehen! Ich fahre nicht mit einer Leiche zusammen!“ schluchzte sie eigenfönnig und hielt schauernd ihr Spitzentuch vor die Augen.

Diesmal kannte Willem Stinnes keine Gnade; ja, seine Stimme klang scharf, als er bemerkte: „Lasse die Albernheiten, Rosita; das Kind ist noch nicht tot. Wir haben allen Grund, uns der Verletzten anzunehmen. Zwar lie; sie unvermutet vor den Wagen, aber wenn wir langsamer gefahren wären, hätte Gustav vielleicht doch noch ausweichen können.“

„Natürlich, ich habe wieder die Schuld, wegen meiner mußte ja so schnell gefahren werden,“ empörte sich die junge Frau weinend.

Stinnes zuckte die Schultern und blickte düster zum Fenster des Autos hinaus, das jetzt in gemäßigterem Tempo wieder dem Hause zueilte. So man vor der Villa anlangte und die Verunglückte in das im Oberstock befindliche Schlafzimmer geschafft war, wurde Gustav zum Hausarzt geschickt. Unruhig schritt Stinnes derweilen in dem großen Raum auf und ab. Manchmal blieb er am Bett stehen und betrachtete sinnend das zarte, blasse Gesichtchen des Kindes. Er suchte in seiner Erinnerung, wo er dies kleine Mädchen schon gesehen hatte; aber im Augenblick wußte er es nicht unterzubringen. Erleichtert atmete er auf, als endlich sein Hausarzt und persönlicher Freund, der alte Sanitätsrat Epstein kam. Sorgfältig

untersuchte der Arzt den ganzen Körper der Ueberfahrenen und als er den Kopf wieder hob, glaubte Stinnes, der in ängstlicher Spannung auf das Resultat harte, einen Ausdruck der Befriedigung in seinem durchgeistigten Gesicht zu bemerken. „Nun mein lieber Freund, wie steht es?“ fragte er drängend.

„Der kleine Wurm kann von Glück sagen! Nur der linke Fuß hat eine allerdings nicht unerhebliche Quetschung erlitten. Ein seltener Zufall. In einigen Wochen werden wir sie ganz kuriert haben.“

„Dank!“ preßte Stinnes bewegt hervor und drückte dem Arzt krampfhaft die Hand. „Ich glaube, ich hätte es nie überwunden, wenn ein blühendes Menschenleben indirekt durch meine Schuld vernichtet worden wäre. Nun ich werde alles tun, um die Eltern für den Schmerz zu entschädigen. Wenn ich nur erst weiß, wie die Kleine heißt. Man muß doch die Eltern unverzüglich benachrichtigen. Uebrigens kommt sie mir recht bekannt vor.“

„Sie wird bald die Besinnung wiedererlangen“, tröstete der Sanitätsrat. „Ich glaube aber, Sie sehen sich derweilen einmal nach Ihrer Gemahlin um. Die kleine Frau ist doch auch trostbedürftig und fühlt sich gewiß schon recht zurückgesetzt.“

Stinnes stimmte lächelnd zu. Sie kannten ja alle Frau Rositas Schwächen gut und man konnte ihr wirklich nicht ernstlich böse sein.

Als der Großkaufmann wieder nach einer Weile zurückkehrte, kam ihm der Sanitätsrat schon auf der Treppe entgegen. „Sie wacht schon!“ beantwortete er den fragenden Blick Stinnes. „Ich habe sie gleich nach Namen und Adresse gefragt. Gertrud Krause heißt sie, und in der Faberstraße wohnen ihre Eltern.“

Der Handelsherr zuckte zusammen und eine seine Röthe stieg in seine Stirn. Etwas unsicher meinte er: „Daher kam sie mir auch so bekannt vor. Ihr Vater arbeitet nämlich bei mir und ich habe sie manchmal beobachtet, wenn sie kam, um ihm das Essen zu bringen. Sie fiel mir

stets durch ihr artiges, bescheidenes Wesen und durch ihre saubere Kleidung auf.“ Davon, daß er Gertruds Vater heute entlassen hatte, sagte er kein Wort.

„Dann haben Sie ja die beste Gelegenheit, den Vater gleich schonend vorzubereiten,“ meinte der Sanitätsrat erfreut. „Uebrigens wird sich die Kleine schon in ihr Unglück fügen. Ihre Arbeiter werden ja so gut bezahlt, daß sie ihrer Familie ein fröhliches Weihnachtsfest bereiten können. Wenn die Kleine dann ihre Spielsachen hat und vergnügte Gesichter um sich sieht,

wird sie es schon verschmerzen, daß sie die Feiertage über im Bett bleiben muß. Nehmen Sie nur die Sache nicht so tragisch und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin!“

Die beiden Männer schieden mit einem Händedruck, aber die Schritte des Arztes waren schon auf der Treppe verhallt, da stand Stinnes noch immer in tiefes Nachdenken versunken. Endlich riß er sich aus den Gedanken empor und begab sich nach unten, um den alten Diener mit einer beruhigenden Botschaft zu der Familie der Verletzten zu senden.



Er suchte in seiner Erinnerung, wo er dies kleine Mädchen schon gesehen hatte, aber im Augenblick wußte er es nicht unterzubringen.

Kurz nachdem der Sanitätsrat durch den Haupteingang die Villa verlassen hatte, näherte sich ein anderer Mann der Rückseite des einstöckigen Gebäudes. Die Art, in der er sich, fortwährend um sich blickend, näher schlich, deutete darauf hin, daß er etwas Schlimmes im Schilde führte. Dieser Mann war Emil Krause, der heute von Willem Stinnes entlassene Arbeiter. Seine glasigen, haßerfüllten Augen, der Alkoholgeruch, der seinem Mund entströmte, verrieten, daß er die ganzen Stunden im Wirtshaus verbracht hatte, um sich zu seinem Vorhaben Mut anzutrinken. Wie ein zum verderblichen Sprung geducktes Raubthier pirschte er sich bis nahe an die Hauswand. An dieser Seite befand sich eine Veranda, in der man jetzt die Palmgewächse, die nicht im Freien überwintern konnten, aufbewahrte. Die Decke der Veranda bildete zugleich den Boden

eines Balkons, der im Oberstock vor dem Schlafzimmer lag. Einen Augenblick zögerte der Trunkene noch, als bäumte sich das Gute in ihm gegen Versuchung auf; aber nur Sekunden dauerte der Widerstreit seiner Gefühle, dann hatte das Böse gesiegt. Aus der Innentasche seines Rockes zog er eine mit Erdöl gefüllte Weinflasche und eine Schachtel Streichhölzer. Es war mehr ein irres, denn ein schadenrohes Lächeln, das seine Blicke austrahlte, als sie über die Holzverkleidung der Veranda glitten. Noch einmal lauschte er und spähte umher; aber niemand suchte zur Wintersonne den dunklen Hintergarten auf. Schnell raffte er Holzstücke, Strohmatten, die auf den verdeckten Rosen lagen und sonstiges, leicht brennbares Material zuammen und häufte es an der Veranda empor. Gluckernd entleerte sich die Flasche über dem Scheiterhaufen, bis das Erdöl alles gehörig durchnäßt hatte. Die Finger des Mannes zitterten, als er ein paar Streichhölzer gleichzeitig anriß und in den Haufen warf. Wie die Flamme emporzüngelte, blitzte eine wahrhaft diabolische Freude in seinen Augen auf und ein gedämpftes, heiseres Lachen stahl sich über seine Lippen. Plötzlich horchte er auf — vorne ging die Haustüre. Sollte man seine Tat schon bemerkt haben?

Wie gehezt stürzte er fort, schwang sich über das niedrige, eiserne Gitter und verbarg sich hinter einem der dicken Alleebäume, die hier die Straße einräumten. Von hier aus konnte der Arbeiter beobachten, daß ein Mann sich ziemlich eilig entfernte und am Gang erkannte er in ihm Franz, den alten Diener des Handelsherrn. Gleich flüsterte ihm das böse Gewissen ein, daß man ihn beobachtet hatte und nun die Polizei herbeiholen wollte. Er befand sich jetzt an dem Seitenschliff und konnte nicht feststellen, ob die Flammen weiter um sich griffen oder schon erstickt waren. Seine Furcht, gemischt mit Neugier, trieben ihn hinter dem alten Franz her. Er sah, wie der die Hauptstraße entlang eilte, ein paar Straßen überquerte, sich links wandte und endlich eine der vielen Mietkasernen betrat. Krause war durch die vorausgegangene Erregung so verwirrt, daß er nun erst in dem Gebäude seine eigene Wohnung in der Faberstraße erkannte. Er hatte es bis jetzt nicht gewagt, seiner Frau mit der Hiobsbotschaft, daß er stellunglos sei, unter die Augen zu treten. Er hätte sich nach der Brandlegung vielleicht länger ziellos umhergetrieben und verflucht, sein Gewissen im Alko-

hol zu betäuben. Nun aber hielt es ihn nicht länger; er mußte erfahren, was der alte Diener wollte, und wenn der ihm die Brandstiftung auf den Kopf zusagte.

Gleich nachdem Franz die Wohnung betreten hatte und noch ehe er der Mutter die Botschaft mitteilen konnte, öffnete auch Krause die Wohnungstüre.

„Franz, was wollen Sie von mir?“ forschte er rauh, ohne erst seine Frau zu begrüßen. Der Diener blickte ihn verwundert an, sah dann hilflos zu der Frau hinüber und stammelte verlegen: „Ach Gott, Frau Krause, erschrecken Sie nicht — es ist nicht so schlimm — aber die Gertrud ist am Bein verletzt worden. Der Herr Stinnes hat sie mit nach Hause genommen, weil sie gegen sein Automobil gelaufen war.“

„Was — die Gertrud — überfahren?“ keuchte Krause, der aschfahl wurde. „Und wo ist sie?“ Er wandte sich mit dieser Frage an seine Frau, die noch ganz fassungstos mit dem Schreck kämpfte.

„Bei uns doch!“ entgegnete der Diener. „Herr Stinnes hat sie doch im Automobil mit nach seinem Hause genommen.“

Plötzlich zerriß ein schrilles, lautes Klingeln die Stille. Wagenzerassel, Hufegetrappel mischte sich in das Schreien der schnell zusammenströmenden Menge und lodrende Fackeln warfen im Vorbeijagen der Wagen ihren blutroten Schein in die Fenster.

„Die Feuerwehr! — Es brennt! — Feuer, Feuer!“ schallte es in wildem Durcheinander von unten.

„O Gott!“ rief der alte Diener, der ans Fenster geeilt war, bestürzt aus. „Der Schein kommt gerade von uns herüber. Wenn nur nicht die Lagerchuppen mit all der Baumwolle brennen, das würde ja ein furchtbares Unglück geben. Sehen Sie nur, Herr Krause, ist das . . .“

Aber Emil Krause hörte nicht mehr. Die ersten Worte des Dieners waren wie ein Blitzschlag jäh, erhellend in sein Inneres geschlagen. Er hörte nur das eine: Stinnes Villa brannte — und in jenem Haus lag schwerverwundet sein einziges, sein heißgeliebtes Kind. Mit einem Schlage war seine Trunkenheit wie fortgewischt. Ohne ein Wort zu sagen, stürzte er zur Türe hinaus auf die Straße und eilte der Volksmenge nach, die sich der Brandstätte zuwälzte.

Heiß, atemlos vom Laufen, die Stirne trotz der Kälte mit Schweiß bedeckt, kam er endlich

vor der Villa an, die schon von einer Mensehenmauer umgeben war. Rücksichtslos seine Ellenbogen gebrauchend, machte sich der geängstigte Vater Bahn. Ein Schutzmann wollte ihn zurückhalten; aber er riß sich los und erst am Eingang der Villa schöpfte er tief Atem. Wild blickte er um sich. Hier war von dem Feuer nichts zu bemerken; nur das Prasseln der Wassermassen vernahm er, die die Feuerwehr mit ihren Schläuchen in die Flammen warf. Etwas zaghaft schritt er die breite Treppe hinauf, weil er oben Stimmen zu vernehmen glaubte. Auf dem Vorplatz traf er mit Willem Stinnes zusammen. Der Hausherr maß ihn mit einem durchdringenden, aber nicht unfreundlichen Blick.

„Sind Sie da, Krause? Ihre Kleine liegt hier geradeaus. Es geht ihr ganz gut. Gehen Sie nur hinein! Wir haben sie nach vorne gebracht, falls das Schlafzimmer Feuer fangen sollte.“

Schüchtern drückte der Arbeiter die Klinke nieder. Mit einem Blick umfaßte er das ganze Zimmer, bis seine Augen auf einem Diwan haften blieben, auf dem sein Töchterchen, sorglich zugedeckt, ausgestreckt lag. „Gertrud, meine Trubi!“ Der heruntergekommene Mann eilte auf den Diwan zu und sank auf die Knie. Heiße Zähren liefen über seine Backen in den wirren Bart, als er sich über sein Kind beugte und in scheuer Zärtlichkeit seine Lippen auf die kleine Stirn, auf die goldblonden Locken gepreßt hatte. Wie lange er so gelegen hatte, er wußte es nicht. Auf einmal stand Willem Stinnes neben ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. Bestürzt sprang der Brandstifter empor und wagte nicht, die Augen zu erheben vor seinem früheren Brotherrn.

Einen Augenblick maß der Großkaufmann den vor ihm Stehenden mit seinen klaren Augen, die den Menschen bis auf den Grund ihrer Seele blicken zu können schienen; dann begann er in seiner ruhigen, überlegenen Art: „Das Feuer ist glücklich gelöscht, Krause. Nur die Veranda ist zerstört. Der Brandmeister ver-

mutet Brandstiftung, aber gültige Beweise hat man nicht mehr vorfinden können.“ — Minutenlang pausierte Stinnes — man glaubte den Herzschlag der beiden Männer im Zimmer zu vernehmen — dann fuhr er fort: „Ich weiß, daß Sie ihre Tochter sehr lieben und es tut mir leid, daß ich Ihnen Ursache zu Kummer gab. Ihre Entlassung heute nachmittag hat damit allerdings nichts zu tun. Ihre kleine Tochter und Ihre brave Frau sollen aber nicht darunter leiden, daß Sie Ihre traurigen Gelüste nicht bezähmen können. Ich nehme an, daß Ihnen der heutige Tag in mancher Hinsicht eine Lehre gewesen ist — und deshalb will ich noch einmal ein einzigesmal Gnade für Recht ergehen lassen. Morgen früh können Sie wieder zur Arbeit kommen!“



Wie lange er so gelegen hatte, er wußte es nicht. Auf einmal stand Willem Stinnes neben ihm

Langsam hob Krause den Kopf. Eine helle Glut strömte in sein Gesicht; dann aber sank ihm das Kinn jäh auf die Brust und in seinen Zügen arbeitete es. Man sah, wie er mit sich kämpfte. „Herr Stinnes“, entrang es sich endlich seinem Munde: „Nun kann ich Ihre Güte nicht mehr in Anspruch nehmen. Wenn ich auch Besserung gelobte, es nützt doch nichts, denn ich habe noch eine schwere Schuld auf mich geladen — ich —“

„Schon gut, Krause“, unterbrach ihn Stinnes ernst. „Ich kenne Ihre Schuld nicht, aber ich ahne sie. Wir alle können in der Verblendung einmal fehlen, und vielleicht hätte ich es noch einmal mit Ihnen versuchen sollen. Wenn die Schuld, deren Sie sich eben bezichtigen wollten, auf mich oder mein Haus Bezug haben sollte, dann ist sie Ihnen vergeben. Nun beweisen Sie aber auch, daß Sie sich durch Pflichttreue vor Ihrem eigenen Gewissen von dieser Schuld reinigen wollen.“

Unaufhaltsam rannen die Tränen über des Brandstifters Gesicht; aber plötzlich richtete er sich straff empor und in seiner vorher schwankenden Stimme lag eine eiserne Energie, als er seine Hand wie beschwörend auf die Rechte seines Kindes legte: „Herr Stinnes, ich verspreche Ihnen bei meiner Liebe zu meinem

einzigsten Kind, daß ich keinen Tropfen Alkohol mehr anrühren werde!"

Willem Stinnes wiegte befriedigend den Kopf. „Ich weiß sogar schon jetzt, Krause, daß Sie Ihr Versprechen auch halten werden — sonst müßte mich meine Mensche (kenntnis sehr täuschen. Und jetzt kommen Sie, ich habe den Wagen bestellt, damit Sie Ihr Töchterlein mit nach Hause nehmen können. Morgen schicke ich meinen Hausarzt zu Ihnen, der wird die Kleine schon auskurieren.“

Gehorsam legte Krause nun Hand an und als das Kind glücklich im Wagen untergebracht war, hob Willem Stinnes noch einmal warnend die Hand: „Vergessen Sie nie Ihr Versprechen, Krause, um des kleinen Wurmes willen da!"

Der Vater nickte und drückte das Haupt seines Kindes fester an seine Brust und es war ihm, als führe er nun einer schöneren glücklicheren Zukunft entgegen, als müsse sich nun alles, alles wenden.

Aus den Erinnerungen eines Arztes

Von F. Chorus

(Nachdruck verboten)

Ich war damals, es war im Jahre 1865, ein zwanzigjähriger Bursche, nicht wenig stolz auf meine Visitenkarte, welche die Tür meines bescheidenen Kämmerleins in der Neckargasse zu Heidelberg zierte und in glänzend erhabener Lithographie die stolzen Lettern auswies: Hans Müller stud. med. Gerade war ich mit dem Studium der Rückenwirbel beschäftigt. Einen nach dem anderen betrachtete ich lange, ihn um die Eisenstange des Skelettes drehend. Doch meine Gedanken waren nicht recht bei der Sache. Es war schon der 17. März und noch immer stand meine Nachbarbude leer — ein bei „Mutter Werner“ unerhörtes Ereignis, die ihre „Kämmerles“ fast schon stets vor Beginn des Semesters fest vermietet hatte.

„Herr Doktor, Herr Doktor, nu grad isch einer da gwenn, der's Kämmerle nebe Sie hadde will, 's ische Kolleg von Inne. Sei Käschte jinn schon do!“ scholl's in sonorem Alt zu mir herauf. „Endlich“, murmelte ich, „und dazu noch ein Kollege.“ Das war ja brilliant! Das konnte ein fideles Semester werden. Wenns ein Keilsuchs wäre?! — Und in übermühtiger Laune stimmte ich das Rhenanienlied an:

„Drei Farben hab' ich auserkoren
Und drauf den Burscheneid geschworen.
Kennt ihr sie nicht? Sind blau-weiß-rot!
Die lieb' ich treu bis in den Tod!“

Da klopfte es. Ein schlanker, schwarzer, junger Mann mit lebhaften, grauen Augen stand vor mir.

„Sie gestatten wohl, mich Ihnen als Nachbarn und, wie ich sehe, als Kollegen vorzustellen. Mein Name ist Kurt Krause. Ich hoffe, daß wir gut mit einander auskommen werden.“

Ich begrüßte ihn freundlich, und gar bald hatte ich aus ihm alles heraus, was ich wissen wollte. Er war im ersten Semester, ein Frieße von Geburt, aus Leer. Sein Vater biederer Schneidermeister, der sich mit seiner Nadel genügende Mittel zusammengenäht, um seinen Einzigen studieren lassen zu können. Seine Mutter war tot. Wider Erwarten verleugneten sich bei ihm alle Merkmale, die seinem Stamme eigen sind. Von kühler Ruhe, Verschlossenheit, Schweigsamkeit keine Spur, im Gegenteil. Er schien mir feuriger Natur zu sein, mittheilbar, voll Temperament und Leidenschaft — ein echter Rheinländer wie ich. In einer Woche schon waren wir die besten Freunde. Mehrere Male hatte ich den Versuch gemacht, ihn für meine Rhenanienfarben zu gewinnen. Doch vergebens! Freundlich, aber bestimmt lehnte er meine Einladungen zu unserer Kneipe ab. Einen Grund gab er auffallender Weise nicht an. „Dann nicht“, dachte ich, „wir werden hoffentlich auch so mit einander fertig werden können.“ Und so war's auch. In kurzer Zeit hatte sich der junge Freund so enge an mich angeschlossen, daß wir in der Nachbarschaft die Ehrennamen „Dreiß“ und „Pylades“ erhielten — bis auf einen unseligen Sommertag! — —

Ich hatte Kurt vor wenigen Wochen in die Familie des Medizinalrates Wangel eingeführt. Und wenn ich auch sonst vor meinem Busenfreunde keine Geheimnisse hatte, — daß ich Ella, Wangels holdseliges Töchterlein, — des Vaters „ersten Assistenten“ — schon seit einem Jahre verehrte, ja, daß wir im stillen verlobt waren, das hatte ich ihm nicht gesagt, nicht zum mindesten aus Rücksicht auf das Mädchen selbst. Daß Kurts Augen stets bei ihrem Anblick